

Wie ich Bildhauer wurde.

Ich bin aufgewachsen in Flaach im Zürcher Weinland als jüngstes Kind eines Bauern, der einen Stall voll Vieh, ein Pferd, Ackerland, Wiesen und eine Juchart Reben besass. Mein Bruder und meine Schwester waren acht und sechs Jahre älter als ich und suchten ihre Spielkameraden anderwärts. Darum war ich oft allein, und den Tieren im Stall durfte ich nicht nahe kommen, die Hühner liefen mir davon, wenn ich Gesellschaft suchte, und die Katzen hinter dem Ofen liessen sich nur ungern im Schlaf stören. So hielt ich mich denn, sobald ich einigermaßen sicher auf den Beinen stand, an das wenige Spielzeug, das mir gehörte. Da war vor allem eine Nürnberger Arche, die mein Bruder einst besessen hatte, mit vielen kleinen, hölzernen Tierchen. Sie waren alle etwa gleich gross, aber bunt bemalt, so dass man die gescheckten als Kühe und die braunen und schwarzen wohl als Pferde erkennen konnte. Schlimmer war, dass die wenigsten Tierchen noch auf allen vieren stehen konnten, aber einige hatten noch drei Beine und das vierte war nur geknickt. Immer wieder versuchte ich nun, mit Mehlbrei die Schäden zu beheben, denn ich musste doch, wenn ich ein rechter Bauer sein wollte, mit einer ansehnlichen Zahl Tiere zur Weide fahren. Der Klebstoff taugte aber nicht, alle Mühe war umsonst, und das Geschenk freute mich wenig. Der Drang aber, Zerstücktes zu flicken und wieder in Gang zu setzen, ist mir geblieben bis zum heutigen Tag und ich tue dies mit weit grösserem Erfolg, der ungefähr dem Fortschritt vom Mehlbrei zum Araldit entspricht.

Als ich etwa vier Jahre alt war, brachte mir meine Patin von einer Reise ins Berner Oberland einen kleinen, hölzernen Bären heim, welcher mit seinen Vorderpfoten am Boden sass und mich mit schwarzen Stecknadelkopfügeln listig anblickte. Sein zottiges, braun gebeiztes Fell war kunstvoll mit dem Hohleisen geschnitzt. Ich bestaunte das kleine Wesen, das kaum grösser war als meine Kinderfaust; ich liebte es heiss, nahm es abends natürlich mit ins Bett und schlief glücklich ein neben oder auf dem Holzklötzchen. Da erwachte ich eines Nachts ob einem harten Knacken. Ein Schrecken durchfuhr mich. Wenn meinem Bärchen etwas zugestossen wäre? Ich fand es im Dunkeln nicht, suchte auch nicht zu eifrig und hoffte auf ein Wunder. Der Morgen brachte es an den Tag; der eine Vorderfuss war abgebrochen. Ich weinte nicht, der Schmerz war allzu gross und der Schaden allzu hässlich. Hoffnungslos aber beharrlich versuchte ich, ob nicht Mehlbrei ausnahmsweise einmal haften könnte, bis schliesslich die Mutter mit einem Bleistift die helle Bruchstelle schwärzte und sagte: „So, jetzt sieht man es nicht mehr.“ Mir war damit nicht geholfen, und ich spüre in der Erinnerung den Schmerz noch heute. Damals aber machte ich die Erfahrung, dass ein gestaltetes Wesen aus blossem Holz einem näher stehen kann und mehr zu sagen haben kann, als manches lebendige. Die Frage, wieviel und was braucht es, um ein solches Schnitzwerk herzustellen, beschäftigte mein Denken wochenlang immer wieder.

Bald gab es jedoch andere Sorgen. Ein Krieg brach aus, der Vater rückte ein und das Pferd, der alte, brave Fritz, musste gestellt werden. Er erwies sich als untauglich und wurde bald zurückgebracht. Aber die Ernte war reif. Die Mutter mähte Weizen, und der Bruder, der zwölfjährig war, musste auch zur Sense greifen. Nachrichten kamen, von Mund zu Mund weitergegeben. Vieles verstand ich auch und Anderes erfragte ich. Ich hatte eine unsägliche Angst vor dem Krieg. Was war da ein abgebrochenes Händchen an einem Mutz, wenn das grosse Unglück durch die Welt tobte. Bald aber hatte uns der Alltag wieder. Die Ernte wurde eingebracht auch ohne Vater, und die Stoppelfelder wurden gepflügt. Im September kam der Vater heim. Das Jahr verging und das nächste auch, aber der Krieg blieb. Zu Weihnachten hörte man den Kanonendonner aus dem Elsass. Im folgenden Frühjahr sass ich als Erstklässler auf der Schulbank, wo es mir sehr wohl gefiel, denn da war bei drei Klassen nebeneinander viel Kurzweil, und zudem verehrte ich die Lehrerin sehr.

Eines Tages im Vorwinter brachte mein Kamerad Willi, der Pflegesohn des Ofenhafners, einen Ballen Ton in die Schule, und die Lehrerin setzte jedem Erstklässler ein Häufchen davon auf die Schiefertafel. Was wir machen sollten? War die Frage. „Eine Kugel, ein Ei, ein Vogelnest, ein Haus, einen Turm.“ Ich rief: „Ein Ross und ein Reiter.“ Die Lehrerin lächelte. Nun ging's los, also ein Ross. Vier Beine, das war bald getan. Nun den Leib darauf. Doch dazu reichte der Lehm gar nicht aus. Also denn kein Ross, nur ein Mann, den Vater, wenn er mäht. Zwei gespreizte Beine standen in kurzem, einen Leib darauf und jetzt den Kopf. Da sank der Mann schon hin. Das hatte ich nun begriffen: es braucht unten viel Lehm und oben wenig, dann steht es. Also die alte Katze Regula, wenn sie sitzt. Das liess sich aufbauen, die Schenkel und die Hinterpfoten, dann der Leib mit dem krummen Rücken. Die Vorderbeine halfen tragen, und nun der Schwanz von hinten um die

Schenkel und das Ende gebogen. Grauenhaft sah das kopflose Wesen aus! Rasch einen Kopf darauf. Aber das darf doch nicht einfach eine Kugel sein, also eine Schnauze, Augen, Ohren gemodelt! Mein Banknachbar Max lachte, er hatte eben ein Vogelnest geformt und rollte nun ein Eilein zwischen den Händen und flüsterte: „Was machst denn du? Das isch ja de Tüüfel!“ Tatsächlich, nun sah ich es auch und drückte das Gebilde zusammen. - Und eben hiess es: „Zeigt, was ihr gemacht habt!“ Da gab es Nester, Schnecken, Äpfel, Birnen und einer hatte sogar ein liegendes Männchen aus Lehmwürstchen und Kugeln fertiggebracht, nur ich Narr hatte nichts als einen Klumpen Ton in den Händen. - Ich war beschämt und angeregt zugleich, denn ich hatte die Formbarkeit des Tones erlebt und nahm mir vor, es bei Gelegenheit für mich allein nochmals zu versuchen. Doch daraus wurde nichts. Lehm war in unserer Gegend zwar da und dort zu finden, aber solches Dreckzeug der Mutter in die Stube zu bringen und das noch an einem Sonntag, das war nicht möglich, da brauchte ich gar nicht erst um Erlaubnis zu fragen.

Zwei Jahre später wurde im Nachbardorf das Grab eines Verwandten aufgehoben, und wir mussten den Grabstein heimholen. Es war ein kleiner Block aus weissem Marmor. Um die Inschrift waren ranken, Blätter und Rosen als Relief gehauen. Der Stein lehnte nun am Gartenzaun neben dem Haus, und ich betrachtete ihn oft und versuchte mir vorzustellen, womit und wie ein solches Gebilde geschaffen werden könnte. Als eines Tages das Gespräch am Mittagstisch seinen Gang in einer Weise nahm, dass ich auch eine Bemerkung anbringen konnte, wagte ich zu sagen: „Ich will Bildhauer werden“. Da hiess es: „Das ist kein Beruf für dich; da muss einer genau sein und nicht so liederlich wie du!“

Aber die Gedanken sind frei. Wiederum zwei Jahre später ging ich oft nach der Sonntagsschule, die von halbzwei bis halbdrei stattfand, allein aus, und streifte durch den Wald des Mühlberges, der sich hinter dem Dorf erhebt, und dann durch das tiefe Tal des Lotzenbaches. Da traten Sandsteinwände der oberen Meeresmolasse zutage. Ich besass nun ein Taschenmesser und versuchte einmal, ob der Stein sich damit vielleicht schneiden liesse. Er war sehr nachgiebig und erlaubte, allerlei zu gestalten. Ich sah gleich, dass hier Menschen nur von der Seite, also im Relief darzustellen seien. Ich war nun in der fünften Klasse und ich nahm mir vor, einen Kriegszug in die Wand zu schnitzen, die Helvetier auf dem Weg nach Bibrakte. Bald zeigte es sich, dass ich den Bengel wieder einmal zu hoch geworfen hatte, aber es wurden wenigstens Menschen, die hintereinander gingen. Ich weihte hierauf meinen Freund Konrad in das Unternehmen ein und er bot sich gleich als Gehilfen an, denn er besass auch einen Hegel und wollte die Zwischenräume zwischen den Umrissen auskratzen. Wir arbeiteten mehrere Sonntage lang an der Wand, dann aber folgte herbstliches Regenwetter, und hierauf brach die Maul- und Klauenseuche im Dorf aus. Die Schule wurde eingestellt; es gab Stall- und Hausbann. Den Lehrer der oberen Klassen rüstete man mit einer Flinte aus, und er musste Jagd machen auf streunende Katzen. Als im Frühjahr das Dorf endlich seuchenfrei war und wir unsere Sandsteinwand wieder aufsuchten, war alles verwittert und von den Gestalten kaum mehr etwas zu sehen. Mir blieb die frühe Erkenntnis, dass Kunst wohl bisweilen schön aber immer auch vergänglich ist.

Die Schule begann vor Weihnachten und dauerte bis zum Frühjahr; Ferien hatten wir ja nun gehabt. Der Lehrer hatte die Flinte abgegeben und führte uns nun im Eiltempo durch das Wesen des Rechnens und die anderen Stoffgebiete. Trotzdem fand er noch Zeit für einen anregenden Zeichenunterricht und brachte uns die Gesetze der Perspektive bei. Mir war das eine Offenbarung, und das räumliche Sehen und Gestalten wurde mir so selbstverständlich, dass ich später nie mehr etwas dazulernen musste. Er behauptete zwar, die Perspektive eines Kreises sei keine Ellipse, sondern eine ellipsenähnliche Kurve, und er liess uns das sogar aufschreiben. Ich schrieb es auch, obwohl ich mir sagte: Man sieht es ja an jedem Fass, dass es eine Ellipse ist. Er war später Lehrer in Hönegg und sein Grab liegt oben auf dem Friedhof.

In der Sekundarschule erhielt ich keinerlei Anregungen im Zeichnen. Ich betrachtete das Fach als Nebensache, denn ich wollte Lehrer werden, und dafür schien mir das, was ich konnte, zu genügen. In der Mittelschule verstand ich mich mit dem Fachlehrer in keiner Weise, sah ihn auch nie einen Strich zeichnen, der etwas aussagte; Zeichnen langweilte mich sehr. Und doch gab mir gerade dieser Mann eine entscheidende Anregung. - Eines Tages liess er von einem Mitschüler Goethes Erlkönig vorlesen. Hierauf ordnete er an, es sei das Geschehen bildlich darzustellen, aber der Spaltenstein und der Meier hätten im Schrank Plastilin und eine Unterlage zu holen und Pferd, Reiter und Kind zu modellieren. Das Plastilin, das ich da zum erstenmal in Händen hatte, war steinhart. Aber die Aufgabe hatte mich offenbar zutiefst gepackt. Ich geriet in Hitze und das Plastilin wurde weich. Das Ding nahm Gestalt an, und die zweite Stunde verging im Flug. Eine

Woche später konnten wir weiterarbeiten, dann aber verschwanden die Gebilde. Dem Lehrer genügten sie wohl, denn die Unfertigkeit hat bisweilen auch ihren Reiz. Ich aber schwor mir, das müsse ich nochmals versuchen, um zu wissen, was an mir und an der plastischen Kunst sei. – Jahre später begegnete ich meinem „Werklein“ bei Gelegenheit einer Zeichenausstellung im Pestalozzianum wieder.

An die Matura im Herbst 1928 schloss sich der Lehramtskurs in Zürich an. Oben im Turm der Uni war ein Zeichensaal, und ein Sekundarlehrer aus Winterthur, ein alter, weiser Mann erteilte den Unterricht, der zwar auf die Praxis der Primarschule ausgerichtet war, aber dennoch sehr anregend war. Die Formenwelt des Kindes, vor allem des Landkindes, sollte uns irgendwie zur Verfügung stehen. Während meine Kameraden seufzten und sagten, sie stünden vor dem Nichts, fand ich in mir ein Arsenal von Formen, die ich alle auswendig zeichnen konnte, Geräte aller Art, Gefässe, Wagen, Werkzeuge, Bäume, Brücken, Tiere, Menschen in allen Stellungen, Häuser, Brunnen, Gräser, Möbel, Schiffe, ich sah kein Ende. Was ich auch zu zeichnen hatte, war so fast immer richtig, aber rasch und unbeherrscht hingeworfen. Da sei Disziplin nötig, um weiter zu kommen, liess ich mir sagen, und ich sah dies auch ein und nahm mir auch vor, dies neben dem Lehramt noch gründlich zu üben.

In der Mittelschule hatte man uns gesagt, wir müssten nach dem Abschluss fünf bis sechs Jahre auf eine Stelle warten. Das war mir kein Schrecken; es war die Zeit, sich in der Welt umzusehen, das Eine oder Andere zu erproben, vor allem auch sich selber. Nun war plötzlich Lehrermangel. Schon anfangs November hatte ich ein Vikariat für eine Woche an der Nordgrenze des Kantons. Der Lehrer, den ich vertrat war aber ernstlich krank, und ich blieb. Vor meinem Wegzug aus Zürich hatte ich mich für einen Kurs im Figurenzeichnen angemeldet, den die Zeichnerin Hanni Bay dienstags von acht bis zehn Uhr an zehn Abenden leitete. Ich liess mir die Gelegenheit nicht nehmen, fuhr Abends um sechs mit dem Velo nach Neuhausen zum Zug, und kehrte um halb ein Uhr in der Frühe wieder zurück. Ich erfuhr da allerlei Anregung, die Technik, die Auffassung und die Zeichengeräte betreffend. Frau Bay sah sich jedesmal meine Arbeit an, korrigierte aber nichts und sagte auf Berndeutsch: „Dir chöit das sä-über.“ Nach beendetem Kurs wagte ich es, an Samstagnachmittagen ein Schulkind zu bitten, mir für ein Portait zu sitzen. Sie wurden fast alle sozusagen von selber ähnlich, was mir heute kaum mehr gelingen will.

Aus dem Vikariat wurde eine Verweserei, und ich blieb noch zwei Jahre an jenem Ort. Da bat ich einmal den Maler Holzmann in Klein-Andelfingen, ob er mich nicht ins Aktzeichnen der Künstlergruppe Winterthur einführen würde. Er tat dies gerne, und dort korrigierte Gusti Wyss und nahm mich ernstlich in die Lehre als Kunstmaler. Für die Ferien hatte ich in Zürich eine Absteigemöglichkeit, ich besuchte dann bei Oscar Weiss das Aktzeichnen am Montag, - und das Figurenzeichnen am Dienstagabend. Wenn ich einen Fünfliber übrig hatte, war er auch gerne bereit, ein Modell zu bestellen und an einem anderen Tag mit mir zu zeichnen.

Die Schulverhältnisse in dem Dorf jenseits der Thur waren dermassen unerfreulich, und als solche dem Sekretär der Erziehungsdirektion bekannt, dass er mir auf meinen Wunsch eine andere Stelle gab, diesmal in Henggart. Da leistete ich mir einmal eine Woche Ferien im Tessin. Von einer Zürcherin in derselben Pension erfuhr ich, eine Bildhauerin in Wollishofen erteile Unterricht im Modellieren. Sie heisse Ida Schär-Krause. Auf der Rückreise fragte ich diese in Zürich an, und sie nahm mich als Schüler an für drei Stunden an Samstagnachmittagen. Dass es eine Frau war anstelle eines männlichen Bildhauers, war mir recht, denn ich hoffte, sie werde mich eher meinen Weg gehen und finden lassen, als ein Mann, der mir allenfalls seinen Stil aufzwingen würde. Frau Schär war eine sehr verständige, lebenskluge Meisterin. Wenn ich des Nachmittags in ihrem Atelier arbeitete, kam sie gelegentlich zur Korrektur, stand dann eine gute Weile abseits und sah mir zu. Dann sagte sie meistens: „Ich sehe, Sie kommen weiter“. Zuweilen trat sie auch an meine Arbeit heran und machte wie in Gedanken versunken eine Handbewegung von unten nach oben, eine Gebärde in der Luft, die mehr verriet als Worte. Ein einziges Mal griff sie in meine Arbeit ein. Es sind nun 50 Jahre her, aber ich sehe mich heute noch, wie ich mich abmühte, am Tonmodell die kleine Zehe des linken Fusses in Form und Mass zu bilden. Sie schaute mir eine Weile zu, trat dann heran und machte mit einer kleinen Drehung ihrer linken Hand die Sache richtig. Dann lachten wir beide.

Damals, kurz vor dem Krieg, trat wohl gelegentlich die Frage an mich heran, ob ich nicht allenfalls einmal mein Lehramt aufgeben und zur Bildhauerei hinüber wechseln sollte. Da fiel mir ein Entschluss nicht schwer, denn hin und wieder hatte ich beobachtet, wie junge Talente das figürliche Gestalten aufgaben und sich aus existentiellen Gründen zeitgemässen Bestrebungen und Bewegungen anschlossen. Diesen Schritt wollte ich aber auf keinen Fall tun, denn mir ging es bei der Arbeit um das Erlebnis und nicht um ein Ergebnis. Auch hatte ich inzwischen erlebt, dass jedes Gelingen Gnade ist, um die man sich zu bemühen hat, und die dennoch oft verweigert wird. Da kann man nur mit Beharrlichkeit dabei sein und sich Zeit lassen, dann stellt sich bisweilen unversehens das Erlebnis ein, das alle Mühe mehr als aufwiegt. Dazu braucht es aber Unabhängigkeit, das sah ich damals ein, und diese besass ich nur, wenn ich beim Lehramt blieb, es dort mit der Pflicht genau nahm, und damit mir meine Freiheit erwarb. Der Entschluss fiel mir durchaus nicht leicht, aber in keiner Weise schwer, denn mein Geltungsbedürfnis hatte ich zusammen mit den Kinderschuhen abgelegt. Diesen Verlust habe ich nie bedauert. Ich sehe immer wieder, wie im heutigen Kunstbetrieb die Schöpfung geschändet wird, nur um ein Geltungsbedürfnis zu befriedigen. Aus dieser Sicht ist mir ein „Zuviel“ an Selbstkritik, das mir oft hart aufliegt, lieber als ein „Zuwenig“.

Elf Jahre lang arbeitete und lernte ich im Atelier Schär. Als ich im Herbst aus dem Dienst heimkehrte und in Wollishofen die Arbeit wieder aufnehmen wollte, fand ich fünf Schülerinnen vor. Ich mag ein langes Gesicht gemacht haben, denn Frau Schär sagte, es sei ohnehin an der Zeit, dass ich meinen eigenen Weg gehen sollte. Das war nun leichter gesagt als getan. Ateliers für Bildhauer, die nichts verdienen wollen mit ihrer Kunst, sind sehr selten. Rosel Häusle wusste Rat; ihr Hans war vor kurzem gestorben, und sein Maleratelier war billig zu mieten, nur musste ich das Holz für den Ofen selber bringen, und ich durfte nicht modellieren in dem Raum mit dem sauberen Parkettboden. So malte ich bis auf weiteres Portraits. Die Farbe sprach mich zwar nicht unmittelbar an, aber das Bild musste ähnlich werden, und wenn ich auch in der Farbe wenig wagte, so war meistens auf diese Weise auch nichts verdorben. Einige Bilder haben sogar 40 Jahre Kritik und Selbstkritik überlebt und hängen noch irgendwo an einer Wand.

Nebenbei suchte ich einen geeigneten Arbeitsraum und fand schliesslich einen kleinen Laden an der Nordstrasse. Der Farben- und Rahmenhändler Nussbaumer liess mir nach meinen Angaben das nötige Mobiliar und Geräte anfertigen, und als der Krieg und damit der letzte Dienst zu Ende ging, zog ich ein. Das Licht war zwar schlecht, aber ich drehte eine Stehlampe mit ihrem Schirm nach oben, und dies ergab ein weiches Oberlicht. Ich schuf hier neben vielen Reliefs zwei lebensgrosse Götzen. Beide haben mich nicht überlebt.

Im Februar 1951 konnte ich mein Atelier an der Trottenstrasse kaufen. Geld hatte ich freilich nur sehr wenig, aber eigenartigerweise den nötigen Mut. Es ist jedenfalls mein liebes Schneckenhaus geworden. Wie ich dazu kam ist eine andere Geschichte, und die steht auf einem anderen Blatt. Der Atelierraum ist fünf Meter hoch, meine Statuetten, die darin entstehen, bringen es vielleicht auf 40 Zentimeter, also ein Widerspruch. Wenn ich aber Leuten, die meine Umstände nicht kennen, meine Plastikfotos zeige, so vernehme ich oft Ausdrücke wie „wichtig“, „gewichtig“, „massig“. Solche Betrachter muss ich alle enttäuschen, aber es ist mir lieber so als umgekehrt.

Seit 15 Jahren liefert mir der Giesser meine Arbeiten jeweils als Rohguss; ich ziselieren diesen, d. h. ich überarbeite ihn mit Feile und Stichel. Auf diese Weise kann ich den Statuetten jenes gewisse Etwas geben, das oft entscheidend ist, und das ich am Tonmodell seiner Weichheit wegen, und am Gipsmodell seiner Sprödigkeit wegen nicht zustande brächte. Aber in der geschmeidigen Bronze lässt es sich formen. Darum werden meine Figuren unverhältnismässig teuer. Aber ich muss zum Glück nicht von meiner Kunst leben und kann meinen reinen Spass an der Arbeit haben. Wenn ich nochmals anfangen könnte, würde ich wieder denselben Weg wählen.

Hans Meier (Datum der Niederschrift ca. im Jahre 1985)